

Fünf „Wettertextbilder“ in meiner Dachstein-Literatur

Peter Gruber

Pruggern, Wien, Wiesalm

text@peter-gruber.com

[1] aus Roman **NOTGASSE** (Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra, 1998)

Im Sommer 1524 entfachte die Abendsonne auf den Höhen nochmals kurz ein schmales Lichtband auf Felsen, Zirbenwipfeln und Lärchenkronen, ehe die Sonne sich sanft der Dämmerung entzog. Ein warmes Grau ließ einen heißen Sommertag zu Ende gehen. In den Karen und Mulden, Rinnen und Gassen, wurde es ruhig. Kühe und Kälber nützten die nun leicht ansetzende Feuchtigkeit auf den Gräsern und begannen ihre letzte Weiderunde an diesem Tag. Auf den Almen, die nicht von Waldschatten oder Bergeshöhen eingeengt waren, dauerte es ziemlich lange, bis das Tageslicht verschwand. Das helle Kalkgestein ließ gänzliche Dunkelheit kaum zu. Glocken bimmelten in den verschiedensten Tonlagen, hohe und tiefe, kleine und große, leichte und schwere Schläge, für die Almbewohner vertraute Klänge. Die Nacht verstärkte jeden Laut und Ton, ob es nun ein Glockenschlag, das Grunzen der Schweine, das Kratzen eines Löffels in einer Breischüssel, das Lecken von Viehungen am Salzstein war. Auch die Stimmen der Frauen und Männer klangen lauter als tagsüber.

„Khlem“, fragte David, „wisst Ihr eigentlich, wie lange unsere Almen schon bestehen? Wie lange wird schon das Vieh hier aufgetrieben?“

Georg Khlem blickte zuerst zum Himmel, folgte scheinbar suchend den Bahnen der Sterne, wie um von dort Antwort zu erhalten, und sagte dann: „So lange wohl, wie die Sterne dort oben ziehen, der Wind weht, die Sonne scheint und die Quellen springen.“

Die Leute lauschten. Khlem war der einzige von ihnen, der viel Überliefertes und Erzähltes wusste, von Vätern und Großvätern, die auch wiederum von ihren Vorfahren alles erfahren hatten, was viele, viele Almsommer zurückliegend, geschehen war.

„Am Stein, wie die Gegend an der Grenze zu den Eisfeldern des Dachsteins genannt wird“, sprach Georg Khlem und deutete dabei mit der Hand die Himmelsrichtung an, „hat es vor langer, langer Zeit ein Dorf gegeben. Man erzählte, dass es vielleicht sogar eine Stadt gewesen war. Rottauben am Stein hatte man diese Siedlung genannt.“

„Was hat die Menschen dazu bewegt, in so derartigen Höhen eine ganze Stadt zu erbauen?“ wollte Franz, der ältere der beiden Khlemlbrüder wissen.

„Vielleicht war Rottauben am Stein eine Grenzstadt zum Salzburgischen. Vielleicht säumte man von Hallstatt oder Aussee Salz übers Gebirge. Es könnten Grenzer dort gelebt und ihren Reichtum durch Zölle und Mautabgaben erlangt haben. Wohl aber dürften die Menschen damals auch eine blühende Almzeit gehabt haben“, erklärte Georg Khlem.

„Aber der Winter wird die Menschen ins Tal getrieben haben. Nur wohin?“ fragte David.

„Man erzählte auch“, fuhr Georg Khlem fort, „dass früher einmal, vor sehr langer Zeit, viel mehr Sonnentage im Jahr gewesen waren. Auch sollen die Gletscher des Dachsteins damals nur ganz klein gewesen sein. Die Menschen hatten folglich gute Voraussetzungen, vielleicht das ganze Jahr über am Stein gelebt zu haben.“

„Es dürften wohl bessere Jahre gewesen sein, damals“, meinte David nachdenklich.

[2] aus Roman **SCHATTENKREUZ** (Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra, 2001)

Als der jüngste Dorwald das Licht der Welt erblickte, wurde **das zweite Jahr im zwanzigsten Jahrhundert** geschrieben. Doch das beachtete niemand in dem schmalen Schattental, das sich südöstlich des Dachsteins erstreckte. Genaue Jahreszahlen und Geburtstage waren hier für die Menschen nicht so wichtig. Es war Frühling. Um diese Jahreszeit auf einem Bauernhof ein Kind zu gebären, war bloß eine Belastung, wegen der vielen Arbeiten auf den Äckern und auf den Wiesen. Die Bäuerin Agnes Dorwald war erleichtert, als die Wehen und Schmerzen vorüber waren.

Nur wenige Tage nach der Niederkunft war die Frau bereits wieder auf den Beinen. Noch lag Blässe in ihrem Gesicht. Sie schwankte leicht, als sie aus dem alten, dunklen Holzhaus trat, in der einen Hand einen Blecheimer, in der anderen Hand einen Korb, an den Kittelfalten vier Kinder. Im Eimer landeten die Steine, die sie von den Feldern klaubte. Im Korb schlief und schrie, je nach Tageszeit, Hunger und Laune, das Neugeborene. Mitten auf dem Feld knöpfte die Frau ihr hochgeschlossenes schwarzes Kleid auf und gab dem Kind die Brust, um es zu

stillen. An den Feldrainen entrollten sich die Blätter des Haselstrauches. Der kühle Wind wirbelte Pollen durch die Luft, die das Neugeborene juckten. Die Frau hob einen Stein nach dem anderen auf. Laut schlugen sie ans Blech des Eimers. Immer, wenn der Frühling ins Land zog, musste diese Arbeit getan werden. Jedes Jahr kollerten kleinere und größere Steine auf die steilen Bergwiesen, von Tieren abgetreten, vom Frost gelockert oder vom Schnee abgedrückt.

Unter den spärlich belaubten Buchen tanzte die Sonne sprenkelnd um grüne Farnkelche. Wildbienen summten. Ein gelber Schmetterling flatterte zu den niedrigen Gänseblümchen und duftenden Veilchen. Keines der Frühlingswunder ließ die Frau aufblicken. Erst als ein Schwalbenpärchen aus dem fernen Süden zurückkehrte und zur Begrüßung einen Freudenflug zelebrierte, sah die Frau kurz auf. Ein Lächeln stahl sich von ihren Lippen. Dann bückte sie sich erneut, mit steinerner Miene, so als ob sie nachdrücklich zeigen wollte, wie sehr sie die Schwalben um ihre sonnigen Orte beneidete.

Immer wenn die Schwalben von ihren langen Winterausflügen aus dem Süden kamen, kehrte auch in die Herzen der Menschen ein wenig Sonnenschein ein. Dann konnten sie sich einigermaßen sicher sein, dass die kalten Tage und Nächte endlich zu Ende gingen, zumindest die kältesten, denn mit einigen frostigen Nachboten musste bis spät in den Mai gerechnet werden. Pankratius, Servatius, Bonifatius und Sophie sorgten schon dafür. Die Schwalben dagegen symbolisierten Helle und Wärme.

So wie alles, was die Seele und das Herz der Menschen betraf, besungen wurde, fanden sich auch die Schwalben in vielen Liederzeilen wieder. Im Frühling als Boten des Frohsinns. Im Herbst als Boten des Abschieds. Zu Mariä Geburt flogen die Schwalben fort. Zu Mariä Verkündigung kamen sie wiederum. So beschworen die Menschen den Lauf der Natur, nach dem Kirchenjahr. Sie lebten mit diesem Kreislauf, dem ewigen, von dem sie so sehr abhängig waren, in den Tälern, das Jahr über, eingezwängt von den unverrückbaren Gebirgszügen.

[3] aus Roman TOD AM STEIN (Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra, 2006)

In der Nacht vom 15. auf den 16. April 1954 vermochten sich die Naturgewalten nicht mehr zu beruhigen. Der Schneeorkan hielt an, vehement und kraftvoll, in diesen späten Stunden von Gründonnerstag auf Karfreitag. Wie eine entfesselte Furie tobte er über den Dachstein, über das Gebirge, über die Hochfläche Am Stein.

Die Kaltluft war mit einer solchen Wucht hereingebrochen, wie es Meteorologen in ihren kühnsten Prognosen nicht vorhersagen hätten können. Mit ungeheurer Kraft wurden Schneemassen über Felsen und Gipfel, Gletscher und Kare, Almen und Pfade getrieben, brauste ein orkanartiger Wind über die ausgesetzten Höhen, fegte um die kahlen Höckerkuppen, durchriss Felsengassen und Mulden, erfasste jede noch so winzige Fuge und Nische, jeden Unterstand und Unterschlupf in der Karstlandschaft. Der Schneesturm riss alles mit sich, was sich gegen diese Allmacht zu stellen versuchte und nahm alles an sich, sog es in sich auf, sperrte es ein, machte Wehrhaftes augenblicklich wehrlos, verriegelte jeden Ausweg, verhinderte jedes Entkommen.

Unmengen von Schnee fielen vom Himmel, Flockenheere trieben über das Gebirge, sammelten sich zu hohen Wechten und formten bizarre Gestalten in den Schlünden und Dolinen, in den Höhlen und Abgründen der wild zerklüfteten Kare. Tosen und Dröhnen, Heulen und Donnern klangen ohrenbetäubend, grauenvoll und Angst erweckend durch die Finsternis.

Es war, als hätten sich in dieser Nacht sämtliche Dämonen, Wilden Jäger, Bergriesen und Teufel vereinigt, um gemeinsam einen furiosen, höllischen Schneetanz zu entfachen, der sich von Minute zu Minute rasend steigerte. Sie webten dabei ein riesiges schneeweißes Tuch, das sie über das gesamte Bergmassiv breiteten.

Im Grollen des Schneeorkans vermeinte man ein Stimmengewirr zu erkennen, die Gesänge der höllischen Gestalten. Dazwischen klang eine Stimme laut und entsetzlich durch, das verzweifelte Klagen und Rufen Rahels, die auf das Dachsteingebirge aufgestiegen war, um hier nach ihren Kindern zu suchen.

Ein weißes, weiches Tuch von unendlicher Länge und Breite war wie von elementaren Riesen Händen in den nächtlichen Stunden über das Gebirge geworfen worden. Es erweckte den Anschein, als habe sich der Dachstein unter diesem Tuch schlafen gelegt. Anmutig breitete es sich aus, zeigte die Ewigkeit von Raum und Zeit auf, sog jegliche Struktur in sich auf und ließ alles Leben in die Unendlichkeit münden.

Die schneegetünchte Landschaft offenbarte sich im Morgengrauen, das an diesem Karfreitagmorgen eine kaum beschreibbare Aura mit sich brachte. Unberührbar wirkte das Dachsteingebirge, als dürfe nichts und niemand es aus seinem Schlaf erwecken, als dürfe die einzigartige Abgeschlossenheit dieser Winterlandschaft nicht durchbrochen werden.

Schneetreiben, Nebel und Orkan stellten sich vor das Bergmassiv, damit es nicht betreten und gestört wurde, kein Schritt oder Ruf es belange.

Das Dachsteingebirge wirkte an diesem Karfreitagmorgen wie ein in sich abgeschlossenes Monument.

[4] aus Prosagedicht **SOMMERSCHNEE** (Bibliothek der Provinz, Weitra, 2008)

An manchen Orten im Gebirge, bei einer Weggabelung, am Steig, aber auch an entlegenen, anonymen und geheim gehaltenen Stellen, wurden Bildnisse fixiert, in vergangener wie in gegenwärtiger Zeit, zumeist an alten Zirben, auf den dem Wetter abgewandten Seiten, Symbole des Glaubens und Aberglaubens in der freien Almnatur, häufig sind es Darstellungen des heiligen Leonhard mit Almvieh.

Mit dem Wissen von heute mögen diese vielleicht banal scheinen, aber in extremen Wetterphasen, bei heftigen Unwettern, bei Blitz und Donner, oder bei hartnäckig anhaltendem Tiefdruckwetter, und wenn die Almschatten und die Almnächte länger werden, lernt der Hirte – vermeintlich von derartigen Dingen emanzipiert – zu verstehen und zu achten, weshalb seine Vorgänger einstmals verschiedene Marterl, Almkreuze und Bildnisse errichtet hatten.

Wie sonst hätte man früher mit existentiellen Bedrohungen, mit den Gefährdungen von Leib und Seele umgehen sollen, als es keine Abschirmung vor Wind und Kälte, Regen und Frost gab, wenn Hunger und Durst nicht mehr gestillt werden konnten und Bekleidung, Schuhe und Schlafstätten nie mehr trocken wurden?

Man sagt, dass der Mensch in Nöten und Bedrängnissen vier Dinge braucht, um nicht allein zu sein: einen Weg, Zeit, Rituale, Symbole.

Septembernächtliche Kälte kriecht vom Hüttenboden zum Bett, umstreift den ruhenden Hirten, weckt ihn früh aus dem Schlaf. Eine Ostwetterströmung sorgt für einen klirrend kalten Morgen. Die herbstklar gefegte Luft lässt alles zum Greifen nahe rücken. Himmelsblau, Lärchengrün, Weidegold erscheinen unwirklich. Der raue Reif glitzert im Gegenlichtgespinnst der Morgensonne. Dutzende Silberdisteln öffnen im frühen Licht ihre Sternearme.

Mancherorts entfaltet die Landschaft spätsommerliche Farben von großer Schönheit, deren Glanz dem Hirten sehr wohl gefällt, vor allem rund um den *stoanigen* Almsteig in der Kohlröserlbläs, wo Mulden und Kare in sonnig warmen Herbsttönen erstrahlen, mit dunkelroten Heidelbeerblättern und getreidefarbenem Gras. Spätsommertage von dieser farbenprächtigen Art zählen auf den hohen Almen zum Almherbst, der dritten der Almjahreszeiten.

Abends verbreitet sich in der Hütte eine almtypische Mischung aus vielfältigsten Düften: frisch ausgegrabene Speikwurzeln, zerlassene Butter, gedünstete Apfelstücke, versehentlich auf der Herdplatte verstreuter und angebrannter Zucker, überquellend kochendes Nockerlwasser, aus Herdfugen züngelnder Rauch, angebranntes Holz, zirbenharzbekleckste Kleidung und Schuhe.

Spät in der Nacht schiebt der Hirte noch Lärchenscheiter nach.

[5] aus dem ALMSOMMERTAGEBUCH 2012 (unveröffentlicht)

Samstag, 4. August – Ulrike Pistotnik, ihr Sohn Georg sowie Alois Holzer (beide sind Extremwetterforscher) sind bei mir auf der Alm zu Gast. Während wir nach einer ausgiebigen Tiefsttemperaturdolien-Erkundungstour über Hirzberg und durch die Königreichalm, beim Abendessen in der Hütte sitzen, braut sich draußen ein Gewitter zusammen. Bald schüttet es aus allen Kübeln. Es hat nicht den Anschein, als seien Blitze und Donner gefährlich nahe, weshalb die Tür weit offen stehen bleiben kann.

Just, als ich den Gästen von meinen eigenen Erfahrungen hinsichtlich gewittriger Überraschungen erzähle, blitzt es auf einmal so grell auf und kracht es augenblicklich so fürchterlich, dass wir erschrocken hochfahren. Kurze Zeit später geschieht exakt das gleiche noch einmal.

Dann ist der Spuk vorüber.

Montag 6. August – Auf einem meiner Rundgänge entdecke ich eine vom Blitz getroffene Lärche, nur etwa 150 Meter Luftlinie von der Hütte entfernt. Ich entsinne mich der beiden Blitze vom Samstag, nur einer von ihnen kann es gewesen sein, der in diese Lärche eingeschlagen hat. Es handelt sich um eine etwa 150-jährige Lärche, auf einem Kogel inmitten von anderen Lärchen und Zirben stehend. Der Blitz hat sichtbar gemacht, dass die Lärche im Lauf ihres Daseins von Wind und Wetter viermal um die eigene Achse gedreht wurde. Der Stamm wurde vom Blitz wie eine Banane geschält, Risse ziehen sich vom Wipfel bis ans untere Stammende. Im Umkreis von zehn Metern liegen Späne und Rindenteile. Wehe denjenigen, die bei Gewitter die Nähe von Bäumen suchen!



Vom Blitz getroffene Lärche am Dachstein (Foto: Peter Gruber)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Gmundner Geo-Studien](#)

Jahr/Year: 2014

Band/Volume: [5](#)

Autor(en)/Author(s): Gruber Peter

Artikel/Article: [Fünf "Wettertextbilder" in meiner Dachstein-Literatur. 107-110](#)